

Regina Olajnek

# Tränen des Leidens und der Freude

Ein erschütterndes und  
erbauliches Zeugnis

Copyright:

Jeremia-Verlag GbR

Breite Str. 155

76135 Karlsruhe

0721 / 47 05 19 15

[info@jeremia-verlag.com](mailto:info@jeremia-verlag.com)

[www.jeremia-verlag.com](http://www.jeremia-verlag.com)

1. Auflage 2023

Umschlag & Satz: Oleg Merkel, [avineos.com](http://avineos.com)

Druck: WIRmachenDRUCK, Backnang

ISBN: 978-3-944834-70-2

---

Vorwort	7
Meine Kindheit auf dem Bauernhof	8
Problematische Schulzeit	12
Mehr krank als gesund	16
Jugendzeit	31
Endlich volljährig	37
Heirat und Familiengründung	46
Sinn des Lebens entdeckt	53
Björn – Diagnose Krebs	60
Hoffnung – Verzagtheit – Verzweiflung	71
„Mama, jetzt sterbe ich“	96
Heimgang und Trauerbewältigung	98
Nachwort	100
 Anhang: Bilder	 109

---

## Vorwort

---

*Es war einmal... so fing alles an,  
als ich mit dem Schreiben begann.  
Gerade war ich 37 Jahr'  
und ich zog Resümee, was bisher war.  
Vieles war gut und weniger gut.  
Ich brauchte viel Mut,  
mir von der Seele zu schreiben all diese Sachen,  
die aus meinem jungen Leben Scherben machten.  
Doch EINER hat über mir gewacht  
und etwas NEUES daraus gemacht.  
Drum soll nun – im Alter von 70 Jahren –  
dieses Buch den Abschluss machen.*

# Meine Kindheit auf dem Bauernhof

---

Als Älteste von vier Kindern kam ich im Mai 1953 in einem kleinen Dorf im Hunsrück zur Welt. Ich wuchs katholisch erzogen auf einem Bauernhof auf.

Wir lebten überwiegend von der Landwirtschaft. So hatten wir unsere eigenen Kartoffeln, Gemüse, sowie Wurst im Keller, Schinken im Rauchfang und Eier von „glücklichen Hühnern“. Zum Frühstück gab es frische Kuhmilch und eine Stulle mit selbst gemachter Butter und Marmelade.

Meine Großeltern wohnten im Haus unten und wir oben in zwei Zimmern, nämlich dem Schlafzimmer und dahinterliegend die Küche mit Chaiselongue, einer alten PFAFF-Kastennähmaschine, einem Küchenschrank mit vielen Türen und Schubladen sowie einer Tür speziell für Brot. Daneben habe ich das große, weiße Waschbecken noch in Erinnerung sowie eine „Anrichte“, beides mit einem Vorhang davor. Und dann kam auch schon der Holzkohleherd mit Holzkasten, wo die Holzstücke, Reisigbündel und Briketts drin lagen. In der Mitte befand sich der oben und unten ausziehbare Tisch mit den Stühlen.

In dieser Zeit war ich sehr oft unten bei Oma und Opa und es gab so vieles zu entdecken und sich zu beschäftigen. Sie waren es, die mir die nötige Nestwärme, Geborgenheit und Liebe gaben. Oma war es auch, die mir die ersten kleinen Kindergebete beibrachte.

Angst machte mir damals das „Plumpsklo“ zwischen Scheune und Stall draußen im Hof. Rechts und links von dem für mich großen Loch lagen kleine zerrissene Zeitungsstücke zum Abwischen

und es wimmelte immerzu von Schmalzfliegen. Dahin gingen die Erwachsenen immer am Tag. Ich hatte ja – genau wie meine Eltern – für nachts einen Topf mit Deckel unter dem Bett stehen. Dieser wurde dann mit allen anderen Nachttöpfen am nächsten Morgen in einen schwarzen Emaille-Eimer geleert und den musste ich öfters die Treppe runter und durch den ganzen Hof tragen, wo er dann auf den Misthaufen geschüttet wurde.

Unsere Hühner bewegten sich nicht nur frei im Hof, sondern trauten sich hin und wieder mal die Steintreppe hoch in den Hausflur. Die alte Haustür und der Eingang mit kleinen, gelben und blauen Mosaiksteinchen ist mir noch in guter Erinnerung.

Den Hühnern schien dieser Flur mit seinen Gerüchen aus Omas manchmal offenstehender Küche, gut zu gefallen. Trotz regelmäßiger Verschleichung kamen sie immer wieder und kündigten durch ihre „Hinterlassenschaften“ und ihr Gegacker ihren Besuch an. Am ehesten bekam man sie wieder zusammen, wenn Oma Richtung Scheune ging und aus zwei Kannen zwei verschiedene Sorten Körner mit der Hand auf den Hof warf. Dann eilten sie von der Mistkaut und aus allen Ecken und Winkeln zum Körner picken herbei, inklusive dem Hahn natürlich.

Sobald sich Oma entfernte, packte ich ein x-beliebiges Huhn am Schwanz, drehte mich mit ihm im Kreis und sang: „Ringle, ringle Rosen, die Buben tragen Hosen, die Mädchen tragen Röckelche, fallen se all in die Eckelche.“ Das Lied sang, neben anderen kuriosen Liedchen, meine Oma mit mir. Dann erlöste ich das Huhn und die anderen flüchteten, wenn ich nur in ihre Nähe kam.

Neben dem Hühnerfüttern stand auch das Helfen im Stall auf dem Plan. War das schön, die kleinen Kälbchen oder die kleinen Ferkelchen zu füttern und zu streicheln und auch die zaghaften

Versuche, unsere Ziege zu melken. Leider blieb der Eimer leer – irgendetwas machte ich wohl falsch.

Ganz besonders schön fand ich, wenn die Schwalben in den Stall rein- und herausflogen. Ich beobachtete sie beim Nestbau oder später bei der Fütterung ihrer Jungen. Die Geräusche im Stall von den jungen Schwalben, der Säue mit ihren Ferkeln, der Kühe mit den Kälbern und der zwei Ziegen sowie der Geruch von frischem Heu und Stroh liebte ich sehr.

Deshalb freute es mich umso mehr, wenn das drei Jahre ältere Nachbarskind Renate zu mir in den Sandkasten kam. Dort stand ich mit meinem kurzen, bunten „Spielhöschen“ und Schippchen in der Hand und konnte kaum erwarten, bis sie über die Straße in unseren Hof kam.

---

Im Januar 1956 wurde Stammhalter Hans-Joachim geboren. Er war der ganze Stolz seines Vaters und natürlich auch vom Großvater. So bekam er auch seinen Namen von den beiden. Aufgrund der erneuten Schwangerschaft und Geburt meiner Schwester Walburga im Oktober 1957, war meine Mutter oft überfordert und gereizt. Oma freute sich, dass ich jetzt vermehrt bei ihr sein konnte, nicht auch deshalb, um mich am Vormittag mit dem dicksten Ei – frischgelegt und noch warm – zu beglücken. Und wenn ich dann mit ihr zum Einkaufen bei SPAR oder VIVO ging, fiel natürlich auch immer ein runder, süßer Kaugummi für mich ab. Es gab ihn in vielen bunten Farben und manchmal gab es auch Apparate, wo man oben einen Groschen reinwarf, einmal drehte, sodass ein Kaugummi in das untere Fach fiel. Das ging so lange gut, bis ich meiner Mutter mit dem Geschmatze und dem Geblubber von Luftblasen auf den „Wecker“ ging. Später bekam ich dann

von Oma bunte „Gutsjer“ (Bonbons). Erpicht war ich auf ein kleines grünes Päckchen mit VIVIL-Pfefferminz-Bonbons, die ich mir sogar noch einteilen konnte.

Das machte süchtig, sodass ich immer nachfragte, wann Oma wieder einkaufen ginge. Natürlich sagte ich nicht, warum...

Dann im Herbst 1956 ging ich zum ersten Mal in den Kindergarten zur Tante Annerose. Vom Kindergarten sind mir noch die kleinen blassen Legosteine-Vorgänger in Erinnerung geblieben, sowie die rote Dose mit kleinen goldenen Sternchen, die nach Kakao roch und in der große und kleine Buntstifte waren. Ebenso erinnere ich mich an die Toiletten, wo man an einer Kette ziehen musste, um sein „Geschäft“ herunterzuspülen.

Mittlerweile bekam ich auch die Spannungen meiner Eltern mit den Großeltern im Erdgeschoss und auch die mit der Nachbarschaft mit. Es ging öfters mit Gebrüll zu und auch die Türen fielen auffallend oft ins Schloss, was sicher nicht immer mit „Windzug“ beziehungsweise „Durchzug“ zu tun hatte.



## Problematische Schulzeit

---

Da ich offensichtlich meiner lieben Oma nachgeschlagen bin, war ich bei meiner Einschulung die Größte und Dünnste von allen. Ich litt zunehmend unter dem Spott der Kinder und trotz „Mästung“ ging es bei mir von Jahr zu Jahr immer mehr in die Länge, sodass die Bezeichnung „Bohnenstange“ rein äußerlich zutraf. Die von meiner Mutter selbst geschneiderten Röcke, die braunen Strümpfe, welche mit dem Leibchen durch Strapse verbunden waren, und der hellblaue oder rosa Unterrock, der immer wieder hervorschaute, taten ihr Übriges. Für mich war der morgendliche Schulweg im Lodenmantel mit Mütze oder Kopftuch jedenfalls purer Stress, vor allem wenn ich morgens zu spät zur Schule kam, was leider öfters der Fall war.

Unsere damalige Gemeindeschwester Klara schlug dann eines Tages meiner Mutter vor, mich in Erholung zu schicken. Die Luftveränderung und der „Klimawechsel“ – sie wusste von der „dicken Luft“ zuhause – würden mir sicherlich guttun. Doch das Ziel wurde nicht erreicht; und so schickte man mich ein Jahr später zusammen mit meiner Schwester Walburga nach Bad Buchau an den Federsee.

Aber auch dieser Aufenthalt brachte nicht den gewünschten Erfolg, denn wir nahmen beide ab, statt zu. Also nahm meine Mutter nach der Rückkehr meine „Mästung“ wieder selbst in die Hand und die Tischzeiten wurden zur Qual.

Abends gab es öfters Brot mit Schwartenmagen, Rührei und Rote Beete. Das war Vaters Leibgericht, aber wir mussten es alle essen. Jeder Bissen blieb mir im Hals stecken und mir wurde

gedroht, nicht eher aufstehen zu dürfen, bis der Teller leer gegessen war. Ich versuchte heimlich die Brocken in die Hosentasche zu stecken, um nachher draußen unserer Katze eine kleine Freude zu machen. Irgendwie habe ich das mal vergessen und am nächsten Tag kam meine Mutter dahinter. Es gab mit dem größten Kochlöffel, den sie fand, furchtbare Prügel, der dann auch noch auf meinem knöchigen Rücken entzweibrach. Die Folge war: Ich musste den Kochlöffel von meinem nächsten anstehenden Kerbегeld erstatten.

Dreimal in der Woche musste ich morgens früh aufstehen, um mit meiner Oma den Frühgottesdienst um 6.00 Uhr zu besuchen, natürlich nüchtern. Oft war mir so schlecht, dass ich auf der Bank zusammenbrach und das Bewusstsein verlor. Obwohl ich den Weihrauch nicht vertrug, musste ich immer wieder mitgehen. Ich war das einzige Kind unter einer Handvoll alter Leute – getreu dem Motto: „Morgenstund’ hat Gold im Mund“.

Der Morgen begann oft mit lautem Gebrüll und Schlägen, da ich mich vor der Tasse heißer Kuhmilch mit dicker Haut ekelte. Dazu gab es ein mit dicker Butter und Honig bestrichenes Brot.

Ganz zu schweigen von dem Pausenbrot, das ebenfalls dick mit Hausmacher Blut- oder Leberwurst belegt war; und das Tag für Tag. Weil ich erst alles aufessen musste, kam ich oft abgehetzt und zu spät zum Unterricht. Auf dem Pausenhof beneidete ich jedes Kind um sein normales Brot oder Kaffeeteilchen und war hoch erfreut, wenn ich eines fand, das mit mir tauschte. Schnell schlang ich mit großen Bissen dessen Brot hinunter, immer mit der Angst, dass es sich anders überlegen könnte und sein Brot zurück verlangte.

Da meine Großeltern unter uns wohnten, bekamen sie natürlich in dem alten Fachwerkhaus sehr oft das Geschrei am Morgen mit.

Manchmal, wenn es gar zu heftig wurde und auch der Kochlöffel zum Einsatz kam, erbarmte sich Oma meiner. Sie ging dann zum Einkaufen und begegnete mir auf dem Schulweg mit einem Wasserweck und einem Stück Fleischwurst. Manchmal drückte sie mir auch 20 Pfennig für ein großes Kaffeestückchen beim Bäcker in die Hand. Dann hätte ich nicht nur meine Oma, sondern die ganze Welt umarmen können. Ach, war das schön! Und wie freuten sich die Hühner, wenn sie mein Pausenbrot bekamen, anstatt immer nur Körner zu picken. Sie machten sich mächtig darüber her und legten zum „Dank“ die dicksten Eier. Ich denke so oft daran, wie Oma mir ein noch warmes, dickes Ei weichgekocht hatte und ich es mit frischem Weißbrot und guter Butter aß. So esse ich hin und wieder traditionsgemäß auch heute noch mein Ei – wenn es denn von einem „glücklichen“ Huhn stammt.

Wenn es draußen stürmte und regnete, war es am schönsten bei meinen Großeltern in der guten warmen Stube. Dort saß ich bei meiner Oma, neben dem alten Kachelofen, auf ihrem Schoß. Das Knistern des Feuers und der Gongschlag der alten Kastenuhr habe ich noch immer in den Ohren. Oma erzählte mir dann Märchen und sang kleine Lieder mit mir, während Opa im schweren Ledersessel sein Nickerchen machte.

Sie verstand es, mir die Liebe, Zuwendung und Nestwärme zu geben, die ich in meiner Familie als Älteste und offensichtlich „schwarzes Schaf“ vermisste. Diese Idylle wurde dann jäh zerbrochen – spätestens zum Abendessen – wenn Mutter von oben mit dem Messerrücken dreimal gegen die Wasserleitung klopfte. Dann hieß es Abschied nehmen und nicht wissend, ob der Rest des Tages ohne Tränen und Geschrei abging.

Manchmal denke ich, dass meine sehr dominante und herrschsüchtige Mutter einfach mit den vier Kindern, dem Drei-Schicht-

betrieb meines Vaters und der Landwirtschaft völlig überfordert war. Dazu kamen noch ihre persönlichen Schwierigkeiten, vor allem mit den Schwiegereltern, die unter uns wohnten. Zudem die Streitigkeiten mit der gesamten Nachbarschaft, die wir als Kinder nie grüßen durften und so keine Freundschaften entstehen konnten. Zum einzigen Bruder meines Vaters, der mit seiner Familie im gleichen Dorf wohnte, bestand ebenfalls kein Kontakt. Dadurch fiel auch das Treffen mit unseren vier Cousinen und Cousins ins Wasser. Da meine Mutter auch mit ihren fünf Geschwistern zerstritten war, sah ich meine Cousinen und Cousins mütterlicherseits nach der Kommunion von Hanneliese sehr lange nicht mehr.

## Mehr krank als gesund

---

Im Alter von knapp sechs Jahren entdeckte man eines Tages hinter meinem Ohr ein Hühnerei großes Geschwulst. Warum man das nicht früher entdeckt hatte, kann ich allerdings bis heute nicht nachvollziehen. Jedenfalls veranlasste unsere damalige Gemeindegemeinschwester, dass ich noch am gleichen Abend ins Diakoniekrankenhaus nach Bad Kreuznach eingeliefert wurde. Ich lag in einem großen Zimmer mit acht Betten – wichtig war mir, dass meine Puppe Gerdi dabei war.

Schon kam auch Dr. Faber, der HNO-Arzt, den ich bereits von der Praxis her kannte, und nahm mich samt meiner Puppe auf den Arm. Er sagte zu meiner Mutter: „Meine liebe Frau, es besteht höchste Lebensgefahr, wir müssen sofort operieren.“ Ohne Rücksprache mit meinem Vater und dessen Einverständnis und ohne große Verabschiedung wurde ich von meiner Mutter getrennt und fand mich im Operationssaal wieder. Dort wurden mir die Arme und Beine festgeschnallt und meine Puppe Gerdi auf die Fensterbank gesetzt. Eine Maske mit fürchterlich riechenden Tropfen machte meinem Geschrei ein Ende. Zum Schluss sah ich nur noch eine riesige Lampe und viele grüne „Männchen“ um mich herum, die mir riesige Angst einflößten. Am nächsten Tag erwachte ich mit einem stark bandagierten Kopf in meinem Bett.

Neben mir lag Renate, das Mädchen aus unserer Nachbarschaft, nackt unter einer Art Käfig. Ich bekam jedes Mal Angst, wenn sie zu schreien anfang. Sie war drei Jahre älter als ich und der Arm und ein Teil ihres Körpers waren stark verbrannt. Wie

auch immer war sie in eine kochend heiße Waschlauge gefallen und hatte Verbrennungen dritten Grades erlitten. Sie wurde mit einem Holzspatel und einer Paste eingestrichen, die mich damals an Senf erinnerte und die ihr große Schmerzen bereitete.

Ich hatte mich bereits an das Zimmer und die Kinder gewöhnt, als ich nach einer nochmaligen Operation allein in einem Zimmer aufwachte. Später erzählte mir meine Mutter, dass der Eiter bis eine Kammer vor das Gehirn gezogen war und mein Kopf nun auch auf der anderen Seite aufgemeißelt werden musste. Zu dieser Zeit ging es mir offensichtlich so schlecht, dass man mit dem Schlimmsten gerechnet hatte, und ich vorübergehend ganz allein im Sterbezimmer lag: mit einem großen schwarzen Holzkreuz an der Wand.

Nach einigen Wochen ging es allerdings wieder bergauf und ich freute mich, dass ich wieder in mein ehemaliges Zimmer kam, in dem nun auch eine Schulkameradin von mir lag. Als Stefanie nach einer Blinddarmoperation das Krankenhaus verlassen durfte, heulte ich wie ein Schlosshund. Insgesamt verbrachte ich dort drei Monate und war sehr niedergeschlagen, wenn einer nach dem anderen nach Hause durfte, nur ich nicht. Ich aß nichts mehr und musste jeden Tag ausgepresste Blutorangen mit Traubenzucker trinken. Wenn dann mein Vater nach seinem Schichtdienst mich besuchte und mich mit kleinen Geschenken aufmuntern wollte, flogen sie zu seinem Leidwesen quer durchs Zimmer. Wie traurig musste er wohl gewesen sein, aber er ließ sich nichts anmerken und machte mir auch keine Vorwürfe. Es tat mir gut, dass er nicht in dasselbe Horn blies, von wegen: Du musst, du musst, sonst...

Endlich kam der Tag meiner Entlassung. Zu Hause angekommen, hatte Oma mir ein großes, weichgekochtes Ei serviert. Ich



aß es begierig mit einem angelaufenen Silberlöffel auf – dazu gab es frisches Weißbrot. Das schmeckte mir köstlich. Nach einer gewissen Zeit ging ich dann auch wieder zur Schule, allerdings mit Kopftuch und dicken Wattebauschen, da aus meinen Ohren immer wieder der Eiter tropfte. Bis zu meinem elften Lebensjahr wechselten sich Schule und Krankenhaus ab. Es folgten noch mehrere Ohroperationen, dazwischen auch eine Mandeloperation.

Meine geliebte Puppe Gerdi, die mich zu jedem Krankenhausaufenthalt begleitete, war eines Tages spurlos verschwunden. Man sagte: Wenn die Kinder böse waren, kam das Christkind und nahm das Liebste weg! Das bekam auch meine Oma mit und an Weihnachten bekam ich dann nach einer größeren Operation von ihr und Opa eine große Schildkröt-Puppe geschenkt. Ich nannte sie Heidi und liebte sie heiß und innig.

---

Im Februar 1962 wurde meine jüngste Schwester Brigitte geboren. Meine Mutter kam mit dem weißen Federkissen zur Haustür herein, in dem ganz versteckt ein so kleines Baby lag, wie ich es noch nie zuvor gesehen hatte. Es hatte ein Köpfchen wie eine Apfelsine und so winzige Fingerchen, dass ich im ersten Moment glaubte, es sei eine Puppe. Später erfuhr ich, dass Brigitte als Siebenmonatskind zur Welt kam.

---

Nur acht Wochen später, im April, war Weißer Sonntag. Von meiner geliebten Oma bekam ich zur Erstkommunion meine erste Armbanduhr. Ich war sehr stolz darauf und fühlte mich „groß“-artig. Mit mehreren Sammeltassen und sechs echtsilber-

nen Kuchengabeln konnte ich als Kind nicht viel anfangen. Ebenso nicht mit einer Muttergottes-Statue, die in der Nacht zaghaft leuchtete. Sicherlich sollte sie mich vor weiterem „Unheil“ beschützen.

Natürlich gab es an diesem Festtag nach dem Hochamt ein gutes Essen. Die traditionelle Markklößchensuppe sowie der Rinderbraten mit Kartoffeln und Blumenkohl wurde der Verwandtschaft in Omas Goldrand-Service serviert und schmeckte vorzüglich.

Zum Glück waren auch meine Cousinsin Hanneliese und Gertrud mit ihren Eltern da, sodass mit der Unterstützung von Papa und Oma, Hilfe für die Küche und meine kleinen Geschwister vorhanden war.

Am Nachmittag gab es dann „echten“ Bohnenkaffee, werktags nur Lindes- oder Kathreinerkaffee, also „echter Muckefuck“.

Nach diesem „Feiertag“ lief allerdings das bisherige Alltagsleben so weiter wie bisher.

---

Einige Tage später fuhren wir nach Stromberg zum Schuhhaus Klippel, wo oft die ganze Familie „eingestiefelt“ wurde. Ich weiß noch, dass wir Kinder uns auf die Stufe von einem hohen braunen Kasten stellen mussten. Dann schaute Herr Klippel oben durch eine Öffnung und sah unsere Füße und ob die Schuhe passten oder nicht. Danach gab es für uns Kinder noch ein Salamanderheft mit dem „Lurchi“ vorne drauf. Gerne las ich diese Hefte in Schreibrift.

Vor allem wenn es draußen kalt und stürmisch war, waren die gesammelten Salamanderhefte eine willkommene Abwechslung. Den Gummi in die Unterhosen ziehen, mit einem Stopfei Vaters



Wollsocken stopfen – das war alles sehr unbefriedigend für mich. Lieber hätte ich mit anderen Kindern im Dorf gespielt. Aber wir durften ja auch auf keinen Geburtstag und selbst einladen war auch nicht möglich. Angeblich kein Platz und auch kein Geld.

---

Im Frühjahr 1964 musste ich mich erneut einer Ohren-OP bei Dr. Faber unterziehen, diesmal im Franziska-Stift. In Erinnerung blieb mir nur, dass ich mit Kopftuch und dicken Wattebauschen zur Schule ging, weil mein Ohr „auslief“, sobald ich den Kopf auf die linke Seite drehte. Das war für mich äußerst unangenehm und die Hänseleien taten ihr Übriges, besonders dann, wenn ich mit meinem „Aufzug“ nach vorne an die Tafel musste.

Zwischenzeitlich gehörte ich schon zu den „Großen“ im vierten Schuljahr. Ich saß nun nicht mehr im Blickfeld von Pult und Rohrstock, sondern in der letzten Reihe.

Eines Tages schrieben wir eine Raumlehearbeit. Die Textaufgabe, die an der Tafel stand, konnte ich von hinten nicht gut lesen, sodass ich andauernd nach vorne an die Tafel zum Abschreiben musste und dadurch viel Zeit verlor.

Dieses Fach war neben Rechnen der reinste Horror für mich, da ich wegen des Stresses am Morgen und Mangel an Konzentration absolut nichts verstand. Wie erwartet, schrieb ich eine glatte 5. Ich wusste, was mir blühte, wenn ich nach Hause kam. Also kniete ich mich nach dem Unterricht, dreißig Meter von der Schule entfernt, vor einen Mauervorsprung, holte mein Heft mit gelbem Umschlag und meine Griffelschachtel hervor. Dann begann ich sorgfältig und mit großer Mühe, die mit rotem Stift geschriebene 5 in eine 3 zu verwandeln. Dies schien mir gut gelungen zu sein und mich vor dem Lederriemen aus Papas Ar-